

GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen

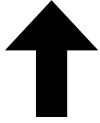
SoSe 2021



Endlich frei?

Ein deutliches Ja zur Karriere nach unten

Als Missionsärztliche Schwester in der Elisabeth-Straßenambulanz



Pietas

CARMEN SPECK MMS

Elisabeth-Straßenambulanz, Frankfurt

Mein Herz brennt für die wohnungs- und obdachlosen Kranken hier in Frankfurt. Nach der Arbeit gehe ich meist müde und zugleich erfüllt nach Hause. Ich lasse die Begegnungen des Tages in der Elisabeth-Straßenambulanz (ESA) der Caritas vor meinem inneren Auge Revue passieren. Fast immer ist etwas zum Schmunzeln dabei. So zum Beispiel gestern: Slavov und Ivan (Namen im Artikel sind geändert) aus Bulgarien kamen mit gebrochenen großen Zehen, auf die ihnen, im betrunkenen Zustand, der schwere Presslufthammer fiel, den sie stehlen wollten. Mit Schmerzmedikamenten und je einer Fußschiene versorgt verließen sie humpelnd an Gehstützen wie zwei ungleiche Zwillinge die Einrichtung. Zugleich gibt es da die vielen Ungerechtigkeiten, mit denen wir täglich für eine Headline in der Zeitung sorgen könnten. Ich denke an Thomasz aus Polen, der sich einen komplizierten Fußgelenksbruch zugezogen hatte. Für dessen dringliche Operation hatte wegen mangelnder Zuständigkeit niemand die Kosten übernommen! Sein Leben lang wird er unter den Folgen leiden müssen. Oder die betagte obdachlose Rita, die mir ihren Krankenhausesentlassungsbrief vorlegt, in dem ich lese: „[...] aus dem Krankenhaus wieder in die ‚häusliche Umgebung‘ entlassen.“ Wen interessiert ihr Schicksal?

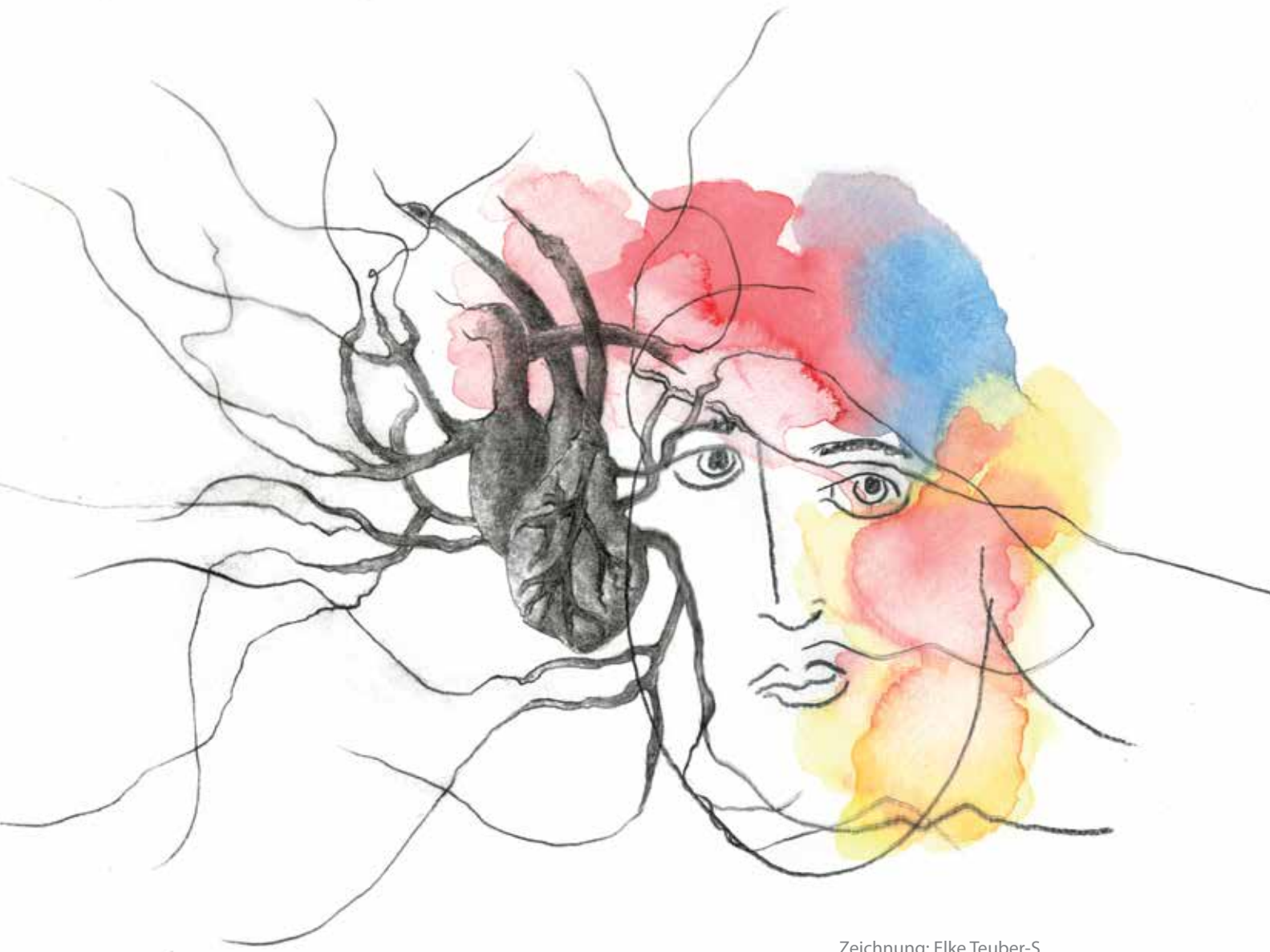
Die Mitte der Berufung: Ein Echo im Herzen

Mein Leben in Gelübden als Missionsärztliche Schwester (MMS) ruft mich auf, „angesichts der weltweiten skandalösen Kluft zwischen Arm und Reich, mich mit leidenschaftlichem Engagement für Gerechtigkeit einzusetzen, mich an dem Bemühen zu beteiligen, dass Ressourcen gleichmäßig verteilt und für alles Leben gerecht eingesetzt werden“ (MMS, *Core Aspects of MMS Spirituality*). Als Gemeinschaft sind wir gerufen, „heilende Präsenz am Herzen einer verwundeten Welt zu leben“ (*Konstitution der MMS*). Doch angesichts der vielen „himmelschreienden“ Geschichten erfahre ich täglich hautnah die Grenzen unseres Tuns. So ist es mir wichtig, am Abend im Gebet gemeinsam mit den Mitschwestern die scheinbar hoffnungslosen

Fälle in die Hand Gottes zu legen. Damit helfen wir uns gegenseitig, die Perspektive der Hoffnung einzunehmen, die „heilende Kraft in allem sieht, die jeden und alles ganz macht“ (MMS, *Our evolving Understanding of Spirituality and Mission*). Die Gründerin der Missionsärztlichen Schwestern, Dr. Anna Dengel, Ärztin aus Tirol, hat uns mit auf den Weg gegeben: „Die Nöte der Menschen müssen ein Echo in Euren Herzen finden! - Ihr müsst Euch den Nöten anpassen [...].“ Vor meiner Zeit in der ESA arbeitete ich als Physiotherapeutin im Klinikum Frankfurt Höchst. Auch hier gibt es wahrlich viele Nöte, doch das Echo in mir blieb aus. Immer wieder stellte ich mir die Frage: Wo sind die Ärmsten der Armen in dieser Stadt? Wo ist der Rand der Frankfurter Gesellschaft, zu dem mich Gott als Missionsärztliche Schwester ruft, wo ich als Physiotherapeutin „von Nutzen“ sein kann?

Mein Weg zur Straßenambulanz

Die heute so erfüllende Arbeit in der Straßenambulanz war zur Zeit im Klinikum Höchst weder von mir geplant noch für mich erkennbar. Langsam und behutsam wurde ich von Gott und der Gemeinschaft begleitet und in diese Tätigkeit geführt. Auf Anfrage der Caritas wagte ich den Quereinstieg in die Sozialberatungsstelle MIA (Multinationale Informations- und Anlaufstelle für wohnungslose EU-Bürger*innen). Angestellt als Sozialhelferin ohne professionelles Rüstzeug – außer der Sprachkompetenz für die Beratung – tauchte ich ein in eine mir unbekannt und überraschenderweise beheimatende Welt. Die Menschen waren es, die Wohnungslosen, die Suchtkranken, die Analphabet*innen, die Migrant*innen. Jene hinterließen ein Echo in meinem Herzen, eröffneten einen neuen Zugang zu meiner Lebensquelle. Ein deutliches Ja zur sogenannten Karriere nach unten wuchs heran. Statt der angebotenen Schulleitung der Physiotherapieschule im Klinikum Höchst, einer fachlichen Spezialisierung oder einem weiteren Studium entschied ich mich für das Erlernen der bulgarischen Sprache. Ich wollte verstehen! Ich wollte die Not der größten



Zeichnung: Elke Teuber-S.

Gruppe der Menschen, die die MIA aufsuchen, verstehen! Ich spürte eine Sehnsucht nach einer Beziehung zu den Ärmsten dieser Stadt. Das Echo in meinem Herzen war unüberhörbar! Der Wechsel in die Straßenambulanz war nur noch ein weiterer Schritt auf meinem Weg.

Seit 2016 arbeite ich nun in der ESA, wo ich nicht nur meine Bulgarischkenntnisse, sondern auch meinen medizinischen Hintergrund als Physiotherapeutin einbringe. Im Bericht des Generalkapitels 2015 unserer Gemeinschaft heißt es: „Wir sind uns bewusst, dass unsere Antwort [...] auf die drängenden Zeichen der Zeit uns in einen Prozess der gegenseitigen Verwandlung von uns selbst und der ganzen Schöpfung führen wird [...].“ Die Suche nach den Nöten der Zeit hat mich in einen Prozess hineingeführt, der mich näher zu den Menschen, zu Gott und mir selbst gebracht hat. So einen Weg vermochte ich alleine nicht zu denken. In der Rückschau erfüllt er mich mit Staunen, Demut und tiefer Freude.

Der Alltag in der Elisabeth-Straßenambulanz

Der Alltag in der Elisabeth-Straßenambulanz ist sehr lebendig, manchmal auch turbulent. Täglich warten viele wohnungs- und obdachlose Kranke vor unserer Einrichtung. Die 1211 Patient*innen im Jahr 2020 kamen aus mehr als sieben Nationen. Ich habe das Gefühl, von der ganzen Welt in der Klingerstraße 8 besucht zu werden! „In einer globalen Welt mit verheerenden Spaltungen und Trennungen lebend, sind wir zur Inklusion aller Menschen, Kulturen und Religionen gerufen“ (MMS, *Bericht vom Generalkapitel 2015*). In der ESA versuchen alle im Team Raum zu schaffen, damit eine neue Kultur und Gemeinschaft mit allen, die dort arbeiten und versorgt werden, entstehen kann. Das ist nicht immer einfach. Denn es gilt, meine eigenen Vorstellungen loszulassen und mich den Eigenheiten der Besucher*innen anzupassen. Nur so kann eine neue Kultur wachsen, die Gottes farbenfroher Schöpfung mit allen Verschiedenheiten spürbar ähnlicher wird. Wenn die Patient*innen im

Wartezimmer ankommen, erhalten sie ein warmes Getränk. Dann leiten wir sie „bei Bedarf“ über den „Umweg“ Pflegebad und Kleiderkammer zu den Allgemeinärzten, zur Wundversorgung, psychiatrischen Versorgung, zahnärztlichen Sprechstunde oder auch zur Physiotherapie. Die Rollen der „Gebenden“ und der „Empfangenden“, der Gastgeber und der Gäste sind scheinbar klar aufgeteilt. Doch immer wieder entdecke ich – oft unerwartet – inmitten von Gestank, verdreckten Kleidern und Taschen voller Müll das Gesicht des Auferstandenen. Ich erfahre die „göttliche Kraft der Heilung, Ganzheit und Schönheit in Situationen der Gebrochenheit, Ohnmacht und Hässlichkeit“ (MMS, *Our evolving Understanding of Spirituality and Mission*).

Ich erinnere mich an die Geschichte der Emmausjünger. In ihrer Traurigkeit haben sie den Fremden eingeladen, als Gast bei ihnen zu bleiben. Doch beim Brechen des Brotes wird Jesus zum Gastgeber und die Jünger zu seinen Gästen, und sie erkennen plötzlich den Auferstandenen. Diese „Brotbrech-Momente“ sind in der Begegnung mit unseren Patient*innen nicht selten. Sie entstehen dann, wenn wir die uns aufsuchenden Menschen mit einem liebenden Blick anschauen. Dieser Blick braucht Raum und Zeit, um in den Notleidenden den Leidenden und ebenso den Auferstandenen entdecken zu können.

Zu Gast bei den Obdachlosen

Als Ordensfrau bin ich gerufen, Gast zu sein. Als Gast empfangen ich, was ich brauche – manchmal auch, was ich nicht möchte. Ich lerne viel von meinen obdachlosen Gastgebern. Sie führen mich in die Tiefe unseres Gast-Seins auf Erden. Warum führt mich die Arbeit mit wohnungslosen und obdachlosen Kranken zu einem Mehr an Leben und Lebendigkeit? Warum fühle ich mich unseren Patient*innen so verbunden? Diese Fragen begleiten mich seit der Ordensausbildung bei den MMS. Sie lassen sich nicht losgelöst vom Charisma der Gemeinschaft, von der Heilung und dem Blick auf Jesus, den verwundeten Heiler, beantworten. In der Begegnung mit den verlausten, verlumpten und oft besoffenen Obdachlosen begegne ich meinen eigenen Verwundungen, dem verwahrlosten

Teil meines Selbst. Ich kann zutiefst nachempfinden, wieviel nötig ist, um aus dieser Spirale von Gefühlen der Minderwertigkeit und Hoffnungslosigkeit zu entkommen. Letztlich finde auch ich Heilung in diesen Begegnungen, werde „ganzer“ und offener für den Prozess des Wachsens in meiner eigenen Menschlichkeit. „Dies ist ein Weg, der uns in Beziehung führt zu uns selbst, den Menschen, der Schöpfung, zu Gott. Auf diesem Weg werden wir mehr diejenigen, zu denen Gott uns berufen hat – letztlich zur Einswerdung aller Menschen mit der gesamten Schöpfung in Christus und Christus in uns“ (MMS, *Our evolving Understanding of Spirituality and Mission*). Mein Wunsch ist es, auf diesem Weg weiter zu gehen. Dabei lasse ich mich vom Geist Jesu auch an die Orte meiner eigenen Vulnerabilität führen. Dort versuche ich zu bleiben und auszuhalten, in der hoffenden Gewissheit, genau hier auch auf Gottes Liebe und sein unbedingtes Ja zu mir zu stoßen.

Mit meinem Ja zu meiner Begrenztheit kann ich Gottes unbedingtes Ja zu mir erfahren. Dabei denke ich an die vielen schwer psychisch kranken, „verrückten“ und meist zufriedenen Patient*innen. Sie wissen, dass Gott sie liebt, in aller Krankheit und Verrücktheit. In dieser Hinsicht sind sie mir meilenweit voraus!